

(Nachdruck verboten.)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kas mussen.  
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

Glaubt nur nicht, dies sei Phantasie und Wundersprache. Im Verhältnis zur Natur sind wir immer die Kleinen, die Landschaft formt ihre Menschen, nicht umgekehrt. Das fiel mir zum erstenmal in meiner Jugend auf, als ich am Nil entlang fuhr. Ich sah Bilder von Ägyptern von drei-, vier-, fünftausend Jahren her. Ströme fremden Blutes sind seit jenen Tagen in ihre Adern gegossen worden. Und doch sind es Männer mit denselben breiten Kiefern, denselben vier-schrötigen Körpern, die heute das Niltal bebauen. Ja sogar die Kinder des Nils! Man mag sie mit allen möglichen Rassen vermischen, sie bleiben immer dieselben. Der Nil formt Menschen und Tiere nach seinem Gutdünken. Der Nil hat seinen eigenen Willen.

Und seht nun, wieviele wilde Gorden den Versuch machten, uns zu unterjochen! Und was haben wir getan? Sie aufgefogen wie das Meer die Süßwasserflüsse aufsaugt — und doch gleich salzig bleibt. Wir weichen den Siegern, um zu unserer Zeit zu siegen. Ihre Sprache, ihre Religion, ihre Eigenart — wo ist all dies hin? Aufgefogen von den alten Geschlechtern. Und den letzten Rest der Wolfsbrut filtrieren wir, säubern ihn von allem, was uns widerspricht. Wir wären imstande, ein ganzes Menschenmeer zu salzen, wenn es sein müßte.

Dies unerschöpfliche Erdreich, diese glühende Sonne und unser hoher blauer Himmel, sie dulden nur ein Volk nach ihrem Herzen. Darum ist es eine Andacht, hier oben zu sitzen und die beredete Zeichensprache der Landschaft zu deuten, dem allliebenden Willen der Natur zu lauschen, der sich unerbittlich vollzieht — durch unblutige Siege."

Der alte Marchese schwieg.

Die Sonne versank in den Wogen.

Vidda legte bewundernd und dankbar ihre Hand in die seine, ohne ihn zu unterbrechen, als erwarte sie mehr zu hören. Aber ihr Vater versank in Gedanken.

"Wenn ich den Marchese sprechen höre," sagte Belladonna, „so muß ich an Empedocles denken."

Vidda nickte ihm zu.

Er hatte das erste Wort ausgesprochen, das sie aufbewahrte und ihm gutschrieb. Der Marchese aber hörte ihn nicht.

Sein Blick folgte einem blitzenden Wagen mit zwei schraubenden Schimmeln, die die an der Felslehne entlanglaufende Promenade dahintrabten. Angelos Mutter, Gräfin Del Chiaro, sah darin mit ihrem Freunde, dem Kapitän.

Die beiden jungen Leute fühlten, wo die Gedanken des Marchese weilten. Weit da draußen in dem öden Schwefeldistrikt zog der Rauch aus seinen Schmelzöfen und trieb in schweren Schwaden über die Erde hin. In noch weiterer Ferne erhob sich der Rauch aufrecht wie eine Säule — er kam aus den Schmelzöfen Del Chiaros.

Der Marchese blickte auf den niederen treibenden Rauch und fühlte den Rainsgroll brennen.

Es lag ein Schatz in den Unterschichten seines Grundes, reiche Mineraladern. Seines Lebens Hoffnung war gewesen, einmal — ungewis, auf welche Art — wohlhabend genug zu werden, um moderne Gewinnungsanlagen zu schaffen, wie die Gräfin sie hatte, und den gefesselten Schatz zu heben, während er nun gezwungen war, das wenige, was er herausholte, nach Methoden aus der römischen Zeit auszuschmelzen, wobei die Hälfte des Schwefels in den Schlacken blieb. Könnte er alles zutage fördern, was er in den Tiefen der Erde besaß, dann wäre ungeschmälerte Macht ihm sicher — zu Heil und Frommen der alten Ideale.

Jetzt aber war er alt. Die Wucherzinsen fraßen an seinem Vermögen. Schon sah er den Wolf die Lämme heben nach der Beute, die er selbst nicht heimzuschleppen vermochte. Seine Tochter, sein einziges Kind, glitt zu den anderen hinüber; und mit ihr das Erbe, all sein Eigentum, zur Stärkung derer, die der Umschmelzung, der Reinigung bedurften; zur Verlängerung der Pflanzungszeit. Zur Fehde gegen den allliebenden Willen der Natur!

Der Marchese tat einen tiefen Seufzer und erhob sich.

"Mutter wartet," sagte er.

Im selben Augenblicke erglommen die ersten Sterne. Die Sonne sank. Die Promenade da unten leerte sich. Bei der Gartenmauer standen Nedda und Turiddu und warteten mit den gefalteten Tieren.

Es war Zeit heimzureiten.

3.

Gräfin Del Chiaro stand da und musterte den Tisch, der wie gewöhnlich in ihrem kleinen Kabinett zwischen dem großen Salon und dem Speisesaal gedeckt worden war.

Als Antipasto gab es Schinken und Galantina mit grünen Feigen. Es waren fünf Gedecke aufgelegt.

Mittagsgesellschaften gab die Gräfin nie. Es war jeden Abend der Woche, ausgenommen Freitag, offenes Haus, doch nur zum Tee. Da die Gräfin jedoch nicht imstande war, die Gesellschaft ihres Mannes allein zu ertragen, so wurden täglich einige Gäste zu Mittag geladen, in der Regel Militärs, an den Freitagen Geistliche.

Schlag fünf Uhr trat der unvermeidliche Kapitän Gaetano Bigo ein und überreichte ihr, wie man ein Bukett überreicht, ein paar Komplimente, die er unterwegs sehr zierlich gedrechselt hatte. Während er ihr die Hand küßte, warf er einen Blick über den gedeckten Tisch.

"Wer kommt, wenn man fragen darf?"

"Ihr Freund, der Ingenieur."

Raum hatte sie ausgesprochen, als der junge Ingenieur Gianandrea De Forte eintrat und die Gräfin ehrerbietig, den Kapitän kameradschaftlich begrüßte.

Die beiden hatten einander in Rom kennen gelernt, wo sie ein ganzes Jahr zusammen bei Jacobini auf Piazza Pietra gespeist hatten. Auch war der Kapitän nicht ganz unbeteiligt an der Anstellung, die der junge Mann vor kaum einer Woche als Ingenieur und Betriebsleiter in den Schwefelminen der Gräfin erhalten hatte.

"Gehen wir zu Tische," sagte die Gräfin.

"Kommt niemand mehr?" fragte der Kapitän.

"Angelo kommt nicht. Mein Mann weiß ja, daß wir jetzt speisen."

Sie saßen und speisten schon — die Gäste ein klein wenig verlegen —, als der Graf eintrat, jedem die Hand reichte und die Entschuldigungen der Gäste mit einer gewissen unverletzlichen Liebeshöflichkeit — man konnte einen Augenblick zweifeln, ob es Geschmeidigkeit oder die Stupidität eines Sklaven war — entgegennahm.

Er war ein schöner großer Mann von vornehmer Haltung. Das dicke stahlgraue Haar war kurzgeschritten wie ein Robbenfell, den Schnurrbart trug er lang. Der unverkennbar militärische Anstrich seiner Erscheinung rührte von seiner Kavalleristenzeit her, die durch den plötzlichen Tod seines älteren Bruders, der, Junggeselle wie er selbst, ihm die väterlichen Minen samt der ganzen übrigen Herrlichkeit hinterlassen hatte, ihren Abschluß fand. Dagegen stammte die Friedenspatina, die im Laufe der Jahre das Kriegerische fast bedeckt hatte, aus jener Zeit, da seine Schulden am Spieltisch und bei Pferdekäufen immer erdrückender anwuchsen und ihn zuletzt trotz des Erbes zwangen, Gräfin Lucia, obwohl sie Witwe war und einen Sohn hatte, zu ehelichen. Adelig geboren, aber bürgerlich verheiratet — ihr Mann war ein reicher alter Signor in Bologna — sehnte sie sich, nun da sie imstande war, ein selbst ziemlich angelaufenes Wappenschild zu vergolden, nach ihrer rechten Sphäre zurück. Uebrigens war der flotte Kavallerieoffizier schon während ihrer Ehe begünstigt gewesen. Er hatte als Liebhaber einen Mann von ganz anderem Guß abgelöst, einen patriotischen Dichter, dessen Statue nun Norditaliens Städte schmückt und der ihrem ältesten Sohne Vater war. Graf Del Chiaro hatte seine Wahl mit Ueberlegung und Fassung, überdies mit vollem Wissen getroffen, und nichts in seiner gegenwärtigen Stellung vermochte ihm für längere Zeit seine heitere Ruhe zu rauben.

Es herrschte Scirocco (heißer, trockener Wind). Die Hitze war drückend und stach in die Haut. Die Gräfin gestattete den Herren zuborkommenderweise, den Rock abzuwerfen, und als Silvia — eine schwarzäugige bleiche

**Wologneserin** — Die Suppe hereintrug, fand sie die Gesellschaft in Hemdärmeln.

Die Gräfin selbst war in höchst korrekter Kleidung erschienen. Während sie tagsüber in einer losen, weißen Piquejackete mit bunter Bauernstickerei umherging, kleidete sie sich zu den Mahlzeiten stets in schwarze Seide. Das eigentümlichste an ihrer Toilette war jedoch ihre fast afrikanische Ueberladung mit Schmuß. Sechs ihrer Finger trugen je bis zu zwei Ringen, an beiden Handgelenken hingen Armbänder; außer der Brosche trug sie ein Medaillon an einer massiven Goldkette, und quer über die Brust ringelte eine Kleopatraschlange mit stechenden Rubinäugen ihren goldenen Körper.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.)

Das Licht einer Blendlaterne fiel auf das Schriftstück und die unbehandschuhten weißen Hände. Diese wie jenes zitterten leicht; und zitternd sprach auch die Stimme:

„Vielleicht brauchen wir das Urtheil nicht erst zu verlesen? Sie kennen es ja, meine Herren. Was meinen Sie?“

„Nicht lesen,“ antwortete Werner für die andern, und die Laterne erlosch sogleich.

Auch den Priester verboten sich alle. Und eine dunkle, breit-schultrige Silhouette entfernte sich rasch und schweigend und verschwand im Walde. Die Dämmerung war bereits eingetreten; der Schnee erschien weißer, die Gestalten der Menschen wurden schärfer sichtbar, und der Wald verlor an Dichte, wurde eintöniger, schlichter. „Sie müssen zu zweien gehen, meine Herrschaften. Stellen Sie sich paarweise an, ganz nach Belieben, nur beissen Sie sich, bitte.“

Werner zeigte nach Jansson, der bereits wieder, von zwei Gendarmen gestützt, aufrecht stand.

„Ich gehe mit. Und Du, Serjescha, nimm Wassili. Geht voraus.“

„Schön.“

„Wir gehen zusammen, Russetschka?“ fragte die Kowaltschuk.

„Nun den Abschiedskuß.“

Sie küßten sich hastig. Zigeunerchen küßte so fest, daß man seine Zähne fühlte; Jansson küßte weich und welt, mit halbgeöffnetem Munde, und schien im übrigen gar nicht zu begreifen, was vorging. Als Sergej Golowin und Kaschirin bereits ein paar Schritte gegangen waren, blieb Kaschirin plötzlich stehen und sagte laut mit scharfer Betonung, doch in dem Tone, der fremd und unbekannt klang:

„Lebt wohl, Genossen!“

„Leb wohl, Genosse!“ riefen die andern laut.

Wassili und Sergej gingen weiter. Es wurde still. Die kleinen Laternen hinter den Bäumen waren unbeweglich an einer Stelle stehengeblieben. Es lag wie Erwartung in der Luft, daß ein Aufschrei, eine Stimme, ein Geräusch sich vernehmen lassen möchte — aber es blieb still, hier wie dort, und unbeweglich leuchtete das gelbe Licht der beiden Laternen.

„Ach, mein Gott!“ rief jemand heiser, voll Entsetzen. Sie sahen sich um: es war Zigeunerchen der sich in Todespein wand.

„Nun wird man gehängt!“

Sie wandten sich ab, und wieder ward es still. Zigeunerchen krümmte und wand sich und griff mit den Händen in die Luft:

„Wie ist denn das? Herrschaften, he? Soll ich denn allein gehen, wie? Es ist doch lustiger in Gesellschaft, Herrschaften! Was ist denn das?“

Er sah sie mit seinen Fingern, die sich abwechselnd, gleichsam spielend, schlossen und öffneten, Werners Hand und sagte:

„Herr, lieber Herr, geh Du doch mit mir, wie? Tu mir den Gefallen, schlage mir es nicht ab!“

„Ich kann nicht,“ sagte Werner in schmerzlichem Tone, „ich gehe doch mit ihm!“

„Ach du mein Gott! Ich muß also allein gehen? O Gott!“

Muscha trat zu ihm hin und sagte leise:

„Kommen Sie mit mir.“

Zigeunerchen wich zurück und fragte mit wild rollenden Augen:

„Mit Dir?“

„Ja.“

„Sch einer! Das kleine Ding! Fürchtest Du Dich nicht? Ich will schon lieber allein gehen. Was macht es schließlich aus!“

„Nein, ich fürchte mich nicht.“

Zigeunerchen grinste sie an:

„Sch nur einer! Ich bin doch ein Räuber! Verachtest mich also nicht? Nein, laß nur, es ist nicht nötig. Will Dir nicht böse sein.“

Muscha schwieg, und in dem schwachen Dämmerlicht erschien ihr Gesicht blaß und rätselhaft. Dann trat sie plötzlich rasch auf

Zigeunerchen zu, legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn fest auf die Lippen. Er sah sie mit den Fingern an den Schultern, schob sie von sich fort und küßte sie dann laut schmeichelnd auf die Lippen, die Nase, die Augen:

„Geben wir!“

Plötzlich glitt der zunächst marschierende Soldat aus und lief, mit den Händen einen Halt suchend, das Gewehr fallen. Er bückte sich jedoch nicht, um es aufzuheben, sondern stand einen Augenblick unbeweglich, wandte sich dann jäh um und schritt wie ein Blindler über die glatte Schneedecke in den Wald hinein.

„Wohin denn?“ rief ein anderer Soldat erschrocken. „Halt!“

Aber jener ging, ohne den Anruf zu beachten, schweigend und schwerfällig weiter durch den tiefen Schnee; dann schien er über etwas zu stolpern, fuhr mit den Händen durch die Luft und schlug hin. Und so blieb er, das Gesicht nach unten, im Schnee liegen.

„Heb das Gewehr auf, Kommißkopf! Sonst heb ich es auf,“ sagte Zigeunerchen drohend, „Keine Ahnung vom Dienst!“

Wieder begannen die beiden kleinen Laternen hastig hin und her zu eilen. Werner und Jansson waren an der Reihe.

„Lebe wohl, Herr!“ rief Zigeunerchen laut. „Wenn wir uns mal treffen in der anderen Welt, dann wende Dich nicht ab. Kannst mir auch mal drüben nen Schluck Wasser reichen, es wird dort mächtig heiß sein.“

„Lebe wohl!“

„Ich will nicht,“ sagte Jansson weß. Aber Werner nahm ihn bei der Hand, und der Erste tat ein paar Schritte vorwärts; dann sah man, wie er stehen blieb und in den Schnee fiel. Man beugte sich über ihn, hob ihn auf und trug ihn fort, während er sich gegen die ihn tragenden Arme schwach wehrte. Warum er nur nicht schrie? Vermutlich, weil er vergessen hatte, daß er eine Stimme besaß.

Und wieder standen die beiden gelben Lichter an einer Stelle still.

„Und ich muß nun allein gehen, Russetschka — wie traurig!“

sagte Tanja Kowaltschuk. „Zusammen haben wir gelebt und nun . . .“

„Tanetschka, meine Liebe . . .“

Aber Zigeunerchen legte sich heftig ins Zeug. Er hielt Muscha an der Hand fest, als fürchtete er, daß sie ihm weggenommen werden könnte, und sagte scharf und bestimmt:

„Ach, Fräulein! Du kannst doch allein gehen, Du bist eine reine Seele — Du kannst allein gehen, wenn Du nur willst. Nicht wahr? Ich aber nicht. Als Räuber nämlich — verstehst Du? Ich kann nicht allein gehen. Wo willst Du denn hin, wird man sagen, Du Seelenverderber! Ich habe ja auch Pferde gestohlen, bei Gott! Und geh ich mit ihr, dann ist es . . . dann ist es, als ginge ich mit ’nem Kinde, verstehst Du. Du verstehst doch?“

„Ja, ich verstehe. Nun, so geht schon. Laß Dich noch küssen, Russetschka.“

„Küßt Euch, küßt Euch,“ ermutigte Zigeunerchen die beiden Mädchen. „Nehmt herzlichen Abschied voneinander, es schiedt sich so.“

Muscha und Zigeunerchen schritten weiter. Das Weib ging vorsichtig, glitt ab und zu aus und raffte, wie sie es gewohnt war, die Kleider auf; und fest ihren Arm haltend, mit dem Fuße vorsichtig den Weg suchend, führte der Mann sie zum Tode.

Die Laternen blieben stehen. Still und einsam war es ringsum um Tanja Kowaltschuk. Die Soldaten schwiegen, sie erschienen alle grau in dem farblosen, schwachen Licht des beginnenden Tages.

„Ich bin allein,“ sagte plötzlich Tanja und seufzte. „Serjescha ist tot, Werner und Muscha sind tot. Ich bin allein. Soldaten, he, Soldaten, ich bin allein! Allein.“

Ueber dem Meere ging die Sonne auf.

Sie legten die Leichen der Gehängten in die Särge. Dann fuhren sie mit ihnen davon. Mit den langgestreckten Hälsen, den bloß hervortretenden Augen, der geschwollenen blauen Zunge, die wie eine unbekannte, graufige Blume zwischen den mit blutigem Schaum bedeckten Lippen hervortrat, wanderten die Leichen zurück, auf demselben Wege, auf dem die Gerichteten, da sie noch lebten, hergekommen waren. Und ebenso feucht und düftig war der Frühlingschnee, und ebenso frisch und kräftig die Frühlingsluft. Und vom weißen Schnee hob sich die nasse, heruntergetretene Galosche ab, die Sergej verloren hatte.

So begrüßten die Menschen die aufgehende Sonne

(Nachdruck verboten.)

## Neue Sterne.

Von Felix Erber.

(Schluß.)

Am 22. Februar, um 9 Uhr abends, war die Nova so hell, wie die gelbliche Capella im „Fuhmann“, und zwei Tage später strahlte sie fast so stark als Sirius, der größte und prächtigste Fixstern unseres nördlichen Himmels. In kaum vier Tagen also war der „neue Stern“ bis zum größten Glanze emporgestiegen, und sein Licht war am 24. Februar etwa 65 000mal heller als am 19. Februar.

Diese ungeheure Lichtzunahme erfüllt einen jeden, der in den Sternen zu lesen vermag, mit geheimem Grauen ob der Furchter-

lichkeit der Katastrophe. Bis zum 17. März 1901 folgte nun eine sehr rasche Antiklimax der Helligkeitskurve und nach dem 21. Mai desselben Jahres verwandelte sich die Nova in einen bezüglich seines Lichtwechsels stark schwankenden „veränderlichen Stern“. Dieser hatte wirkliche Gezeiten und auch verschiedene Farben, so anfangs blauweiße, dann gelbe und endlich rötliche Farbe. Das alles sagten uns Fernrohr und Photometer!

Was aber sagte uns das Spektroskop? —

Als es Pickering am Harvard-College am 22. Februar 1901 nach der Nova Persei richtete, zeigte sich ihr Spektrum demjenigen des Sternes Beta Orionis (Rigel) gleich. Es war fast kontinuierlich, das heißt, es gingen von einem festen oder flüssigen, aber bis zur Weißglut erhitzten Körper Lichtmengen aller Strahlungsgattung aus, und das Spektrum war von dreißig dunklen Linien durchzogen. Am kommenden Tage wurde das Spektrum der Nova von Vogel in Potsdam untersucht und heller gefunden als dasjenige der Capella im „Fuhrmann“. Am folgenden Tage gleich es dem Gaspektrum der Nova im „Fuhrmann“ und am 27. Februar traten im Spektrum neben den dunklen auch helle Linienpaare im Gelb, Blau, Rot und Grün, ferner die Wasserstoff-, Helium-, Natrium- und Magnesiumlinien, ganz besonders aber die Calciumlinien H und K hervor.

Alle verwischenen Linien im Emissionsspektrum der Nova Persei zeigten Verschiebungen nach dem Infrarot und Ultraviolet. Am 6. April 1901 trat an Stelle der hellen Wasserstofflinien im Spektrum eine breite, stark glänzende, allen planetarischen Nebeln eigene Linie. Den ganzen Monat April aber war das Spektrum fortgesetzten Veränderungen unterworfen, indem bald die hellen Wasserstofflinien, bald die Nebellinie allein in ihm sich zeigten. Erst dann nahm das Spektrum den Charakter desjenigen der „veränderlichen Sterne“ an. Auf der Sternwarte in Jupitsh bei Paris sah Flammarion die Nova am 20. August von einer Nebelhülle umgeben, ferner fand Perrine am 7. November auf der Lidsternwarte und Ritchey mit seinem Vierundzwanzigzöller Veränderungen in den Nebelmassen. Spiralartig verschoben sich die Nebelnoten in südöstlicher Richtung!

Das war etwas ganz Rätselhaftes!

Diese Nebelmassen um die Nova Persei, deren Teilchen monatelang mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde in den Weltraum ausgeschleudert wurden, überragten an Größe und Ausdehnung unser Sonnensystem um das Tausendfache. Und doch glichen jene Nebelmassen, die nach Ansicht vieler Astronomen wahrscheinlich schon vor der Katastrophe an jener Stelle waren, im Fernrohre gesehen, nur einem kleinen Wölkchen, über welches man das Licht, das 45 000 deutsche Meilen in der Sekunde zurücklegt, täglich nur sehr langsam fortrücken sah.

In dieser letzten Tatsache erhalten wir ein nur ganz schwaches Bild von der unermeßlichen Ausdehnung des Univerfums, ferner aber auch den Beweis dafür, daß alle hier aufgezählten Weltenbrände nicht in der Nacht sich ereigneten, in der sie beobachtet wurden, sondern Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende zurückliegen. Die Lichtpost, jener schnellfüßige Bote, brachte uns erst nach Jahrhunderten, ja Jahrtausenden die Schreckensbotschaft, daß in den tiefsten Tiefen des Alls einst Weltenuntergänge stattfanden, in denen ganze Sonnensysteme, vielleicht hundertmal größer als das unsrige, in wenigen Stunden in Feuer und Gas aufgingen, und daß vielleicht Millionen Lebewesen auf ihnen dabei zu Staub und Asche verbrannt wurden.

Es liegt etwas Furchterliches in diesen „neuen Sternen“, die wie Brandfäden, aber auch wie Herolde des Lebens am Himmel aufflammten, für die aber Millionen und Abermillionen Menschen gar kein Interesse hatten und haben. Und doch dürfte auch unser Sonnensystem einmal einer solchen Katastrophe zum Opfer fallen!

Wir werden uns nun fragen, wie solche Ereignisse geschehen können und was für die Astronomen diese „neuen Sterne“ bedeuten? —

Wir hörten bereits, daß ein ganzer Teil dieser „neuen Sterne“ zum Schluß in die Klasse der „Veränderlichen“ eintrat, und wir wissen ferner, daß auch unsere Sonne infolge der Schladensbildung auf ihrer Oberfläche ein solcher „veränderlicher“ Fixstern sein würde, wenn wir unser Zentralgestirn in jene Sternennernen hinausrückten. Unser Sonnenstern würde dann eine elfjährige Periode, und zur Zeit eines Sonnenfleckenmaximums ein Minimum seiner Helligkeit, zur Zeit des Sonnenfleckenminimums aber ein Maximum seiner Helligkeit, das heißt seine größte Lichtfülle zeigen. Dieser Vorgang spielt sich nun auch auf jenen Riesen-sonnen, den „neuen Sternen“, im Weltall ab. Es sind Sonnen in einem weit vorgerückten Alter und infolge der Abkühlung bilden sich auf ihren glühendflüssigen Oberflächen große schwimmende Schladensinseln, welche sich im Wilde ausnehmen wie die Erdteile im Ozean. Diese Sonnen, oft Riesen Sonnen, drehen sich um ihre eigene Achse und wenden uns so abwechselnd bald die Schladensfelder, bald die reine, helle Oberfläche zu, welche letztere natürlich mehr Licht ausstrahlt als die Schladensfelder. In die unendliche Ferne gerückt erscheint uns solch eine Riesen Sonne dann als Lichtpunkt, der nun infolge der Umdrehung eben durch diese Schladensfelder bald mehr, bald weniger Licht nach der Erde zu aussendet. Wir können bei Sonnenfinsternissen, wenn der Mond die Sonnenscheibe verdeckt, über den dünnen Kreisrand der Sonne prachtvolle Lichtsäulen, die Protuberanzen, aufsteigen sehen, welche in ihrer Entstehungursache sehr wahrscheinlich mit der Bildung der Sonnenflecken zusammenhängen. Ähnliche Glutausbrüche, wie je

unser Sonnenball zeigt, finden sich auch auf jenen fernen Riesen-sonnen. Damit wäre also ein Teil der „neuen Sterne“, der Weltenbrände, aber auch ein Teil der „Veränderlichen“ erklärt.

Man hat indes noch eine zweite wissenschaftliche Ansicht hierüber, die nämlich, daß es Sonnen gibt, um welche sich eine andere sehr große, aber dunkle, also völlig erstarrete Sonne bewegt. Man nennt diese Sonnen von sehr regelmäßiger Veränderlichkeit auch „Algolsterne“, weil nämlich Algol, der Sterne Beta im „Perseus“, seinen Lichtwechsel einem solchen dunklen Begleiter verdankt. Es sind Doppelsterne. Zu diesen Sternen gehört ferner auch Mira, der Wunderbare, im „Walfisch“, der eine Periode von 33½ Tagen aufweist, und dessen rötliches Licht in dieser Zeit von der zweiten Größenklasse bis etwa zur neunten hinabsinkt, um dann wieder zur vollen Helligkeit langsam aufzusteigen. Endlich gibt es noch eine dritte Erklärung für die unregelmäßige Natur des Lichtwechsels jener Fixsterne, die bewegungs-gesetz-mäßig durch Ortsbestimmung am Himmel, physikalisch aber durch das Spektroskop erwiesen wurde, die nämlich, daß umkreisende Meteor-schwärme jene Sonnen verfinstern und daß die Lichtschwankungen mit der außerordentlich starken Abplattung von zwei verschieden großen und verschieden zueinander stehenden Weltenkörpern zusammenhängen.

Andere „neue Sterne“, welche wirkliche Weltenbrände anzeigten, verlangen indes auch eine andere Erklärung.

Bei der Nova des Jahres 1866 im Sternbilde der „Krone“, besser aber noch bei der des Jahres 1876 im „Schwan“, sahen wir, daß das eigenartige Spektrum auf den Zusammenstoß zweier Weltenkörper oder auf den Herabsturz gewaltiger kosmischer Massen auf die Schale einer bereits erkalten Sonne hindeutete. Durch den Aufsturz war die Dede jener Sonne zertrümmert worden, das glühende Magma aus ihrem Innern brang in gewaltiger Flut heraus und brachte so jene Weißglut mit all ihren Erscheinungen hervor, welche uns das Spektroskop anzeigte. War jene erkalte Sonne damals bereits eine Heimstätte von Organismen gewesen, dann war die Katastrophe in der „Krone“ auch ein Weltuntergang!

Zwei Weltkörper lagen im Jahre 1892 im Sternbilde des „Fuhrmann“ ebenfalls im Kampfe miteinander, und hier sagte uns dies wiederum das Spektroskop und sogar noch, daß wahrscheinlich eine fremde Sonne in ein Sonnensystem mit einer Schnelligkeit von etwa 90 bis 100 Meilen in der Sekunde eingedrungen war und im Zusammenstoße Sonne und Planeten dort in Rebel und Gas verwandelt hatte.

Seeliger in München glaubte über das Schreckliche der Katastrophe von 1892 einigermaßen durch die Annahme hinwegtäuschen zu dürfen, daß eine Sonne auf ihrer Reise durch den Weltraum plötzlich in eine Wolke kosmischen Staubes eindrang, sich mit einer Schnelligkeit von beinahe 1000 Kilometer in der Sekunde durch die Meteorwolke bewegte und so im Zusammenstoß mit den festen Massen dieser Wolke jene fürchterliche Hitze erzeugte, welche alles in Gas und in den übrigbleibenden planetarischen Nebel auflöste, oder daß die Sonne zwar nicht ganz zerstört, aber doch schrecklich durch die Wolke zugerichtet wurde, letztere aber in der Nebelform, die diese Sonne dann umgab, aufging.

Diese Vermutung glaubte man auch der Perseuskatastrophe im Jahre 1901 zugrunde legen zu dürfen. Indes sprachen aber sehr viele Erscheinungen hier für den Zweikampf zweier Weltenkörper, von denen der eine mit 900 bis 1100 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde an den anderen, der, aus der Verschiebung der Calciumlinien im Spektrum der Nova zu schließen, nur eine Eigenbewegung von 20 bis 46 Kilometer in der Sekunde hatte, angerannt war und dadurch ein ganzes Weltssystem in Gas verwandelt hatte.

Andere Astronomen suchten endlich jenen Weltenbrand durch die Wiltfingsche Theorie zu erklären. Nach derselben muß man sich den „neuen Stern“ als einen Doppelstern mit einer sehr exzentrischen Bahn denken. Infolge der gegenseitigen starken Anziehung bei der großen Annäherung des einen Sternes an den anderen müssen im Innern des Sternes ungeheure Flutwirkungen stattfinden, welche vielleicht eine schon vorhandene dünne Schladensbede durchbrechen und starke Lichtentwidelungen hervorrufen können.

Lohse in Potsdam hat in jüngster Zeit für diese Weltenbrände folgende Erklärung gegeben: Er meint, daß durch die fortschreitende Abkühlung der aus glühenden Dämpfen bestehenden Masse eines selbstleuchtenden Körpers endlich eine Atmosphäre erzeugt wird, welche das Licht in so hohem Grade absorbiert, daß der Stern von der Erde aus nicht mehr oder doch nur schwach gesehen werden kann. Wenn dann durch weitere Wärmeausstrahlung jener Grad der Abkühlung erreicht wird, der für die Bildung derjenigen chemischen Verbindungen erforderlich ist, die einen wesentlichen Teil des Ganzen bilden, wird bei der Vereinigung der betreffenden Elementarstoffe, zum Beispiel Verbindung von Wasser- und Sauerstoff, eine bedeutende Wärme- und Lichtentwidelung stattfinden, die den Stern plötzlich auf große Entfernungen hin für längere oder kürzere Zeit wieder sichtbar macht!

Es ist dies die sogenannte Explosions-theorie, nach welcher im Knallgasgebläse von einer erkalten Sonne plötzlich ungeheure Mengen glühenden Wasserstoffes nach allen Seiten des Univerfums ausgeschleudert werden. Man glaubt diese Theorie auch auf die Sonnenprotuberanzen anwenden zu dürfen. —

Das ist also der Werdegang der Sternentellen!

Sie werden aus der Materie, den Nebeln, geboren, sind jung und werden alt, um wieder in die Materie hinabzusinken am Abende ihres Lebens. Sie tragen ihren Leib, ebenso wie der

Mensch, zu Grabe, weil auch dort das gleiche große Gesetz herrscht wie unten auf der kleinen Erde. Ueberall greift der Tod in die Speichen des Weltenrades, damit dessen Lauf nicht stocke, und wer aufmerksam sein Walten verfolgt, dem erscheint er nicht als das schreckhafte Knochengespinnst, sondern als der größte Freund und Wohltäter alles Bestehenden. Ohne ihn gäbe es keinen Fortschritt und kein Leben im Weltall! — —

## Jonas Lie.

Mit Jonas Lie ist wieder ein Großer aus der Blütezeit norwegischer Dichtung dahingeshieden. Neben Ibsen, dem Dramatiker, und Björnson, dem Lyriker, steht er als die eigentlich epische Begabung, als die allseitige, aufnehmende Persönlichkeit, die nicht mit wildem Ungestüm die Welt reformieren will, noch ihre eigenen Werte in die Wirklichkeit hineinträgt, sondern ganz dem Schauen und Mitfühlen hingegeben, die mit durstigen Sinnen aufgejogene Umwelt in einer innerlichen Schönheit wieder ausstrahlt und mit den allliebenden Armen ihrer Kunst Mensch und Natur umfaßt. Wir dürfen in Lie den Begründer des nordischen Romans verehren, der, von fremden Einflüssen ausgehend, allmählich eine ganz originale Stimmung und seelische Charakteristik zu gestalten wußte, von der all die späteren Meister, ein Garborg, Wang, Geijerstamm, ausgegangen sind.

Hoch oben im äußersten Nord, in dem kleinen Städtchen Tromsø, wo sein Vater Stadtschultheiß war, ist der Junge Jonas Lauritz aufgewachsen. Hier, in der wild grandiosen Natur der Fjorde und Fjelde, unter rauhen Seeleuten ist seine Seele zum Leben erwacht und diese Jugendbeindrücke klingen wie ein Grundakkord durch sein Wesen und Werk. Früh regte sich das finnische Element in seinem Blute, das ihn zu den mythischen Gewalten des Traumes und der Wunder zog, lieber als der Weisheit des Lehrers lauschte er den spannenden Gespenstergeschichten der Gesindestube und dämmerte dahin in dumpfen Phantasien. Doch daneben trat bald auch das norwegische Teil seiner Abstammung hervor, das Praktische zog ihn an, so daß es eine Zeilang sein sehnlichster Wunsch war, Buchbinder oder Wuchsenhändler zu werden, und ein scharfer Wirklichkeitsinn lenkte seine Augen auf die Umgebung, deren mannigfache Gestaltungen er mit stauender Beobachtung zu ergründen suchte. Auf dem Wege nach der Schule blieb er plötzlich stehen, von irgend einer Erscheinung seltsam gepackt, und er war dann so ganz in seine Betrachtung verloren, daß er Zeit und Stunde vergah und zu spät in die Schule kam. So ist er denn ganz und gar kein Musterjünger gewesen; alles in ihm drängte hinaus aus der dumpfen Stube, und mit 12 Jahren glaubte er sich am Ziel seiner Sehnsucht nach Meer und Abenteuer als er in die Marineschule nach Frederiksbaern kam. Er machte sogar als Kadett an Bord des Schulschiffes eine Reise mit. Aber seine Kurzsichtigkeit zwang ihn, dem Beruf des Seemanns zu entsagen, und er konnte nur noch mit Leidenschaft von seiner schönen Marinezeit den Gefährten auf der Lateinschule zu Bergen vorschwärmen, wozin ihn nun der Vater brachte. Mit 14 Jahren hatte so der junge Lie bereits wechselvolle Erlebnisse in sich aufgenommen; seine Phantasie schwebte in der bunten Abenteuerwelt, wie sie die Romane von Cooper und Marryat enthielten, und weckte mit Begeisterung in der Sphäre eines hohen Patriotismus, wie er aus den Werken eines Bergeland und Welhaven klang. Auf der Heltbergischen Presse in Christiania vollendete er endlich seine mühselige Gymnasialbildung, und hier ist er zum ersten Mal mit Ibsen und Björnson zusammengelommen. Aber sein Sinn stand nun nicht nach jungem Dichterruhm, den Lüthens Flug der Gedanken und Träume hatte er verschleudert; das praktische Element seines Wesens gewann die Oberhand und ließ ihn dem Studium der Rechte sich zuwenden. Dazu kam freilich als zweiter wichtiger Grund seine Verlobung mit der Tochter des Procurators Michael Lie in Kongsvinger; nach siebenjähriger Wartezeit durfte er endlich die Geliebte heimführen, nachdem er sein Examen gemacht und sich als Advokat in der Heimatstadt seiner Frau niedergelassen hatte. Von welcher segensreichstem Einfluß diese Ehe auf den Dichter gewesen ist, das hat er selbst des öfteren dankbar erzählt. Seine Frau war ihm die beste Gefährtin, die ideale Mitarbeiterin. Und der größte Schmerz seiner letzten Jahre ist ihr Tod gewesen, den er nicht mehr überwunden hat.

Lie nahm als Anwalt am Geschäftsleben einen so bedeutenden Anteil, daß er in die 1855—68 hereinbrechende große Wabspekulationskrise stark verwickelt wurde. Der Zusammenbruch mehrerer Banken und die Uebernahme von Bürgschaften brachten es dahin, daß sich Lie plötzlich einer Schuldenlast von mehreren hunderttausend Kronen gegenüber sah. Und nun erwacht in ihm von neuem der Geist der lustigen Phantasie, der Kinder glauben an das Wunder und die Dichtung. Walter Scott soll sein Vorbild sein; wie der Poet von Abbotsford will auch er in unablässiger Schöpferkraft die Last der Verpflichtungen von sich wälzen und Erlösung suchen von der Unfreiheit des Lebens in der Ungebundenheit der Poesie. Es war ein utopischer Traum, den Lie sein leicht erregter Sinn vorgaukelte, aber er brachte

ihn mit 33 Jahren zum dichterischen Schaffen, dem nun sein ganzes langes Leben gewidmet sein sollte. Schon seit 1859 hatte Lie wissenschaftliche und politische Artikel geschrieben und 1866 einen Band Gedichte veröffentlicht. Ein unerschöpflicher Schatz des Erlebten stand ihm nun zu Gebote, da er seinen ersten Roman schuf. Da wuchs vor ihm die einsam schwere und furchtbar schöne Gewalt der nordischen Natur auf, die seine Kindheit umgeben; da stand ihm lebendig das Seemanns- und Fischerleben seiner Landsleute vor Augen, und in seiner Phantasie wachten all die geheimnisvollen Sagen und Geschichten von Kobolden und Geistern auf, die sein fabelgieriger Geist so treu in sich aufgenommen.

Dies erster Roman „Der Hellscher“ (1870), der sogleich einen außerordentlichen Erfolg hatte, ist ein Niedererschlag dieser nordisch-phantastischen Stimmungen, etwas wirr in der Komposition, aber von einer gewaltigen Kraft der Naturschilderung, deren berückender Zauber die Seele in mythische Visionen verstrickt. Lie erhielt für diese Leistung ein Reisestipendium, mit dem er zunächst seine geliebte nordische Heimat wieder besuchte, um dann in dem höchsten Gegensatz der italienischen Landschaft neue Eindrücke zu suchen. In dem kleinen Ort Rocca di Papa, in der Nähe von Frascati, im Albaner Gebirge, ist sein zweites Buch entstanden. „Dreimaster Zukunft“, das ein so anschauliches Bild vom Nordlandsleben gibt, von Fischern und Schiffen, von den herumziehenden Finnen und ihrem Streben nach Erwerb, vom Kampf des Menschen mit der Natur, dem Sterben der Alten und dem Siege der Jungen. Der Roman zerfällt in eine Reihe prachtvoller Einzelerzählungen, die nur der geheimnisvolle Hauch der großen gemeinsamen Stimmung untereinander zusammenhält. Weit entfernt von der Heimat, umweht von südländischer Luft und von südländischer Sonne erwärmt, hat hier der Dichter seiner Heimat innerstes Wesen in sich heraufbeschworen. Sein nächstes Werk „Der Lotse und sein Weib“ (1874), das ihm die Dichterpension vom Storching eintrug, führte aufs neue Szenen aus dem Volks- und Seemannsleben vor, aber in einer geschlossenen künstlerischen Form. Hier rührt Lie bereits an das Eheproblem, und der Weisfall, den ihm das neue Buch eintrug, veranlaßte ihn, sich der Gesellschaftsstudie zuzuwenden und sein Milieu in den höheren Ständen zu wählen. Zunächst mit wenig Glück. Es folgen einige Romane, die nicht mehr die lebensvolle Anschaulichkeit der ersten Werke zeigen, sondern trocken und konstruiert sind, und ein weiteres Zeichen der künstlerischen Unsicherheit, die Lie ergriffen hatte, sind seine Versuche auf dem Gebiete des Dramas, die sowohl in der historischen Tragödie wie im modernen Stück und im Märchenspiel mißglückten. Wohl leuchten auch hier dichterische Schönheiten auf, aber selbst sein bestes Drama „Lindelin“, dessen phantastischer Märchentanz aus der Tiefe riesiger Traumwelt emporsteigt, hat sich nicht auf der Bühne halten können. In dem Schiffsroman „Ausland“, der Weihnachten 1880 erschien, fand sich der Dichter wieder im heimischen Nord, die alte Kraft und Schönheit erstand wieder in seinen Werken. Doch sein realistischer Sinn, seine Vorliebe für psychologische Zergliederung drängten von der reinen Schilderung immer mehr zum sozialen Roman, in dem die damalige Jugend das Hauptgebiet der Dichtung erblickte.

Im Jahre 1882 ging Lie nach Paris und lebte hier still und zurückgezogen im Kreise der Seinen; nur die skandinavischen Maler und Dichter, die die französische Hauptstadt besuchten, fanden bei ihm einen angeregten Mittelpunkt des Verkehrs. In Paris sind nun die sozia le n R o m a n e Lies entstanden, die erst eigentlich seinen europäischen Ruhm begründeten und in denen eine leise Tendenz, ein anklägerischer Zug sich bemerkbar macht. Der Dichter der alles verstehenden, alles verzeihenden Objektivität wird nicht etwa zum eifervollen Tendenzschriftsteller. Die leidenschaftlose Schlichtheit der Darstellung, die ein inniges Mitfühlen durchdringt, tritt jetzt sogar stärker hervor, aber die Stoffe, die er wählt, die Verteilung von Licht und Schatten, die Gruppierung der Szenen läßt die Ungerechtigkeit der sozialen Gliederung hervortreten und fordert das „Recht auf Glück“ auch für die Schwachen und Erniedrigten. Der Einfluß des französischen Romans auf diese Werke ist unverkennbar; besonders hat das Vorbild Balzacs gewirkt, dem Lie eine ausgezeichnete kritische Studie gewidmet hat. Nirgends ist das sonnenlose Dasein eines Stiefkinds des Glücks ergreifender gegeben, wie in „Lebenslänglich verurteilt“; „Ein Zusammenleben“ schildert in erbarmungsloser Schärfe das traurige Bild einer Ehe, in der Mann und Frau nebeneinander hergehen, ohne sich seelisch nahezukeren. Man vermißt in diesen Milieustudien, zu denen auch „Die Familie auf Gilje“ und „Die Töchter des Kommandeurs“ gehören, die warme Anteilnahme und die phantasievolle Wärme des Dichters. Herrlich aber lebt das alles wieder auf in den Werken, die diesen sozialen Erzählungen folgen, in „Wöse Nächte“, „Der Großvater“, „Dyre Rein“. Lie schildert hier Selben der Arbeit, er nimmt die Probleme der Frühzeit in einer verklärten Sphäre wieder auf und schafft so Kunstwerke von unergreiflicher Reinheit und einer klaren Größe. Mit der feinsten Seelenschilderung und der lieblichsten Erfassung der Umwelt vereint sich die alte Liebe zum nordischen Geisteswesen, die Macht des Spuks und des Traums, die überall das geheimnisvolle Walten der Trolle und Dämonen in Leben und Natur eingreifen läßt. Der Realist wird zum Seher, der Psychologe zum Propheten.

Dr. P. L.